

Blätter für Literatur und bildende Kunst,

herausgegeben von Th. Hell.

69. Mittwoch, am 28. August 1839.

Dresden und Leipzig, in Commission der Arnoldischen Buchhandlung.

Eduard Ellen. Ein Roman von Ehrenreich Eichholz. Berlin, 1839. Verlag der Voß'schen Buchhandlung.

Dieser Roman wird dem Prädikat „geistreich“ kaum entgegen können. Ich sage entgegen — nicht deswegen, weil dieses Wort sich in neuerer Zeit etwas abgenutzt hat, so daß man es z. B. Steffens gar nicht verwenden mochte, wenn er in einem Anfall übler Laune sich ferner gar nicht mehr zu den Geistreichen gezählt wissen wollte — ich würde mich durchaus nicht anders ausgedrückt haben, wäre „geistreich“ auch noch eben so klangerreich, als in früherer Zeit. Ich habe nämlich immer bemerkt, daß, wenn man ein poetisches Werk mit jenem Worte lobend abfertigte, man eigentlich sagen wollte: Das Werk hat gar viel Verdienstliches, es fehlt nur eins, es ist nicht poetisch. Steffens, der wohl mit seinen Novellen eine ähnliche Erfahrung gemacht, ergrimmete vielleicht deshalb über das arme Wort.

Auch der vorliegende Roman ist reich an treffenden, aus dem Leben gegriffenen Bemerkungen, es fehlt ihm nicht an anziehenden Partien, aber er läßt im Ganzen kalt. Man sollte eigentlich ein solches Buch nicht tadeln, so lange noch viel schlechtere mit gleichen, ja größern Versprüchen auftreten, so lange es noch so viele giebt, in denen die Poesielosigkeit sich gar noch mit der Geisteslosigkeit verbindet. Man sollte nicht tadeln, aber dennoch muß man am Ende. Denn sollte nicht vor Allem der Geistreiche seine Sphäre kennen und hübsch innerhalb derselben bleiben?

Der Verfasser nimmt einen sehr großen Anlauf, der ihn auch ziemlich weit führt. Er beginnt mit dem griechischen Aeschylus und gelangt alsbald zu den Revolutionairs, welche die Juliussonne von 1830 in Deutschland ausgebrütet. Ein respektabler Sprung, ein Sprung von den Titanen zu den Pygmäen. Viel mehr als Pygmäen kommen uns auch fernerhin nicht mehr vor die Augen und selbst ein räthselhafter Marquis mit etwas Anstrich vom ewigen Juden, mißt nicht über das gewöhnliche Maas. Es heißt das vielleicht seine Zeit erkennen, aber dann wäre ja diese Zeit so vieles Schreibens gar nicht werth. Allein das ist es auch nicht, der Verfasser

giebt es uns oft genug unter den Fuß, wie viel eigentlich hinter seinen Personen stecke. Wenn wir den zweiten Band schließen, sind wir gar sehr enttäuscht. Es ergeht uns fast, wie es einmal Friedrich Wilhelm I. erging, als er sich durch einen armen Teufel anführen ließ, der in Algier oder einem andern Raubneste gefangen saß. Dieser wandte sich an den König und wußte ihm von seiner Leibeslänge vieles sehr Schöne zu erzählen. Der König, vergnügt, seine Riesengarde um ein neues so kostbares Exemplar zu vermehren, bewirkte die Loskaufung des armen Teufels — der indessen durchaus nicht zum Geschlechte der Hünen gehörte. Man denke sich den Zorn bei der Enttäuschung! Indessen der Zorn verrauchte und wenn auch gerade kein Riese frei geworden war, so doch ein anderes Menschenkind, welches freilich nicht ganz so viel sagen will. Werden wir uns auch gegen den Verfasser besänftigen, der uns getäuscht? O nein, hat er uns doch gar nicht erzürnt. Und da sein Buch von allen Dingen und überdies von noch einigen andern redet und, wie gesagt, nicht ohne Geist redet, was sollen wir uns weiter ärgern, daß das Buch nun gerade kein Roman ist?

Ruinen altschweizerischer Frömmigkeit. Aus dem Tagebuche eines greisen Pilgers per pedes apostolorum. Erstes Bändchen. Sitten und Sprüche der Heimath. Herausgegeben von Karl Steiger. St. Gallen, Verlag von Scheitlin. 1839.

Wie aus dem besondern Titel dieses ersten Bändchens zu ersehen, ist hier nicht etwa von Kirchen- und Klostertrümmern die Rede. Ist doch auch Frömmigkeit nicht unzertrennlich an Kirchen- und Klostermauern gebunden. Diese können oft sehr fest stehen, aber sie stehen leider leer; sie können am Boden liegen, aber der fromme Sinn, der sie wieder aufbauen soll, besteht. Das sind Lehren der Geschichte. Wenn also der Verfasser von Ruinen altschweizerischer Frömmigkeit redet, so hat er eine weit bedenklichere Erscheinung, das allmähliche Verschwinden gewisser altherkömmlicher frommer Sitten, Gebräuche, Sprüche etc. im Auge. Diese wieder in Erinnerung zu bringen und neu zu beleben, ist der Zweck seines vieles Gute enthaltenden Buches. An ein altes

Sprichwort, eine treuherzige Redensart, eine religiöse Sitte knüpft er seine Betrachtungen, er sucht die welkenden Pflanzen durch den Thau seiner Rede wieder zu erfrischen. Ob es ihm und seinen Mitwirkenden gelingen werde? Eine weitgreifende Frage, die hier nicht erörtert werden kann noch soll. Nur Eins möcht' ich dem Verfasser in Erinnerung bringen. Wenn man das Materiale seiner Schrift ansieht, so schreibt er für die niedern Klassen, wenn die Form, für die höhern Klassen der Gesellschaft. Oder schreibt er etwa über die niedern Klassen für die höhern? Auch dieses nicht. Das Buch hat auf solche Weise etwas halbes, welches nicht wohl thut. Soll ich noch Eins sagen? Wenn man auch im Buche des Herrn Steiger durchgehends reine Lust athmet, wie etwa auf dem Hügel, den eine Ruine krönt, so wird es uns doch auch zuweilen bekommen. Es kommt uns dann vor, als wären wir in einen lange, lange verschüttet gewesenen Burg- oder Klosterkeller hinabgestiegen, in dem das Licht zu verlöschen droht. Solcher Keller giebt es einige im Buch.

R. v. Groscreuz.

König Dg und seine Abkommen. Ein Schwärmer. Von Verba. Erstes Bändchen. Meissen, bei Goedsche. 1839.

Ein Kapriccio voll tollen Humors, das Manchen viel Vergnügen machen, bei Andern aber ganz unverständlich vorübergehn wird. Bei den ersten zehn Worten durchschauten wir bereits die Maske des Herrn Verba, aber wir lüften sie nicht, und sagen bloß daß er dem Publikum bereits als Lyriker und Dramatiker vortheilhaft bekannt sey.

Um dem Leser einen Vorschmack zu geben wie der Schwärmer knallt, lassen wir ihn bloß hören wie er in der Vorrede — einem Briefe an den Verleger — zischt.

„Sie erhalten hierbei den geistvollen König Dg, ein Buch ohne Gleichen; sorgen Sie nun dafür, daß er berühmt wird. Es giebt viele Wege zum Ruhm; vor allen muß ein Buch von Stande seyn. Sprengen Sie deshalb aus, der Verfasser sey eine Prinzessin; eine Prinzessin zieht sehr. Oder ein Prinz, ein sandomirischer Fürst, ein Hans Michel, Freiherr Von, oder irgend ein anderer Lappe, Kalmuck, Otahetier, eine Roth- oder andere Haut, woraus die Löwen der Schriftwelt gemacht werden. Mein Vetter der lustige Prinz Kunkel, führte einmal eine schöne Bäckerstochter vom Ball, die ihm versichert hat, daß sie und ihre Freundin die Ladenmamsell andere Schriften gar keine mehr les', die nicht vom

hohen Adel wären. Die andern gehörten gar nicht mehr zur Literatur, und sie bekomme Krämpfe bloß von dem bürgerlichen Geruch. Auch ihr Vater backe seine Pasteten auf keinen andern Gedichten, Lust-, Trauer- und Schauspielen mehr als auf souverainen, die mediatisirten fürstlichen nähme er schon gar nicht mehr gern, und die andern wären bloß für schwarze Seife und Talglicht. Zwar könnte ich meine Ordenssterne selber leuchten lassen, aber die Standesehre läßt es nicht zu mit offenem Helmgitter zu erscheinen. Ueberdieß die Vermummung giebt noch einen Reiz mehr, wenn man, wer darunter, schlau zum Räthsel macht. Manchmal aber macht ein Tiger mehr Aufsehn wie ein Löwe. Daher können Sie auch sagen der Verfasser sey ein Beduinenfürst oder Küm-mel-Pascha, fünf Fuß neun Zoll groß mit braunem Haar und blauem Bart, mit berebten Augen, einem Mund zum Küssen, und einer Nase zum Lachen. Sagen Sie, in seinem Harem befänden sich funfzig der schönsten Mädchen, und zahllose Sclavinnen, und immer nähme ich noch neue an, die sich melden. Aber bei Ihrer Buchhändlerlehre beschwöre ich Sie, verrathen Sie nicht meine Wohnung, sonst laufen Sie mir die steinernen Stufen aus den Treppen. Sie sehen, ich kenne die Zeit, und weiß sehr wohl, daß jetzt nicht mehr das Buch den Verfasser, sondern der Verfasser das Buch bemerkenswerth macht.“

So zischt wie eben bemerkt die Vorrede; folgendermaßen knattert die Lyrik:

Ich ging an einem frühen Morgen
In den grünen Wald hinaus,
Die Sonne war noch halb verborgen
Und noch nicht ganz aus Rußland raus.

Es wollt' mir gar nicht ein
Und konnt's doch selber seh'n,
Daß uns aus Rußland sollte
Die Sonne aufersteh'n ic.

Wie der Schwärmer prasselt und knallt wenn er plagt, mag der Leser selber sehen und hören. Es ist kein übles Feuerwerk; Hoffmann'sche Teufelchen gucken lachend an allen Ecken und Enden aus den grünen und blauen Flammen.
C. v. Bachsmann.

Magnetismus. Nach Frederic Soulié. Uebersetzt von L. Kruse. Zwei Theile. Leipzig, Kollmann. 1839.

Herr Frederic Soulié breitet die Seelenzustände der von ihm dargestellten Personen bisweilen so weit aus einander, daß unser Auge ermüden möchte, sie zu verfolgen. Er spinnt wohl gar das, was ein von ihm unter das Sektionsmesser genommener Charakter in andern,

nicht vorgekommenen, sondern nur möglich gewesen, Umständen gesagt oder gethan haben könnte, in langen Dialogen aus. So zum Beispiel gleich im ersten, unter der Aufschrift: 1787 gegebenen Abschnitte. Wenn er aber auch hierin manchmal offenbar sehr weit geht, so geschieht es doch nur, um dem Leser den Weg durch sein ganzes Werk zu ebenen und zu erleichtern, auch im Fortgange seiner Schilderung, sich desto kürzer und kraftvoller halten zu können. Die Herzogin D'Avarenne, deren mögliches Denken und Thun er oben im ersten Abschnitte so vollständig vor uns ausbreitet, ist die Stellvertreterin der tiefen, weiblichen Verderbniß am französischen Hofe, unmittelbar vor der Revolution von 1789, und zugleich ein überall durch das Buch blickender Genius des Bösen. Der Fluch ihrer Sünde lastet furchtbar auf den vorkommenden Hauptpersonen und Begebenheiten. Das Werk selbst bietet ein gediegenes, farbenreiches Gemälde aus dem Zeitraume eines halben Jahrhunderts dar. Unter den mannigfachen, großen, auf die Geschilderten einwirkenden Verhältnissen, hat der Verfasser aus den Erscheinungen des thierischen Magnetismus den meisten Vortheil für seine Zwecke gezogen. Eine ungemene Kenntniß der Welt und der Menschen sind bei ihm mit einer überreichen Phantasie innig verbunden. Seine Darstellung ist gewandt, blühend und vielgestaltig. Besonders versteht er auch die gewagtesten Gefühle in ihrer ganzen Vollständigkeit uns vorzulegen. Sogar zu Aufstellung mancher, sonst vom Anstande unbedingt zurückgewiesenen, Situationen, sind ihm Linien, Farben, Schattirungen und kunstvolle Schleier zur Hand, durch welche der Anstand wenigstens so weit beschwichtigt wird, um nichts Wesentliches dagegen einwenden zu können.

Der Glaube ist hoffentlich vorüber, daß den Schilderungen unschicklicher, oder auch wohl unsittlicher Verhältnisse, im Romane der Zutritt versagt seyn müsse. Seit die Kunde von der wirklichen Existenz solcher Verhältnisse, bis in die reinsten, jungfräulichsten Gemächer gedrungen ist, kommt es nur darauf an, in den fingirten Verhältnissen dieser Art keine Muster zur Nachahmung aufzustellen, oder sie sonst mit verführerischen Farben hinzumalen.

Unser Verfasser würde ganz haben Verzicht leisten müssen, die Zeit und den gesellschaftlichen Zustand im Gewande der Wahrheit vorzuführen, hätte er auf Schilderungen mehr als zweideutiger Umstände Verzicht leisten sollen. Aber gerade so, wie er sie anbrachte und unter anderen die Größe der Gefahr, auf dem schlüpfrigen Boden des Lebens, bei aller Vorsicht, Behutsamkeit und

dem heiligsten Willen nicht zu straucheln, zum Theil recht schauervoll, andeutete, hat er den guten Sitten gewiß einen größern Dienst geleistet, als ein Anderer durch Hinstellung markloser Puppen, welche das Moralgesetz wie der seelenlose Automat den lebendigen Seiltänzer re-präsentiren.

Seine Charaktere werden kraftvoll und sicher durch den schmeidigen, anziehenden Vortrag herausgehoben. Der Uebersetzer hat bereits hinreichende Proben seines Takts und seiner Geschicklichkeit abgelegt. Das Hinzufügen einer besonderen Empfehlung dieses, zudem durch eine recht kunstreiche Verschlingung und Lösung des Knotens ausgezeichneten Romans, dürfte daher ganz überflüssig seyn, könnten nicht manche Leser, wegen des Titels: „Magnetismus,“ trotz der einladenden Nettigkeit auch des Ueßeren, auf die Vermuthung gerathen, da eine trockene Abhandlung zu treffen, wo ihnen neben mancher Belehrung, eine Fülle reizender, fortwährend auf den Ausgang spannender, Unterhaltung geboten wird.

— I —

Das Pönitentiärsystem, medicinisch, rechtlich und philosophisch geprüft von Dr. E. A. Goffe, Mitglied der schweizerischen gemeinnützigen Gesellschaft &c. Unter Mitwirken des Herrn Verfassers übersetzt und vermehrt von Dr. Adolf Martiny in Genf. Weimar, 1839. Bei B. Friedrich Voigt. 330 Seiten. 8.

Der an sich selbst schon sehr zeitgemäße und wichtige Gegenstand, über welchen sich diese Schrift verbreitet, hat an dem Herrn Verfasser einen eben so gründlichen als scharfsinnigen Bearbeiter gefunden, und der Uebersetzer sich ein Verdienst erworben, das Buch, welchem, wie wir hören, mehrere hochgestellte Staatsmänner ihre vollste Aufmerksamkeit geschenkt haben, auf deutschen Boden zu verpflanzen. — Von allen Seiten ist der behandelte Gegenstand von dem Verfasser beleuchtet worden, und gewiß werden seine Ansichten von der Sache, seine, im Ganzen trefflich motivirten, besonnenen Vorschläge die bessere Einrichtung von Pönitenzhäusern &c. betreffend, vielen Anklang finden und Theilnahme erwecken, wenn auch nicht Alle in allen Stücken mit ihm übereinstimmen dürften. — Seine Arbeit hat Herr Dr. Goffe selbst unter einem allgemeinen „Uebersichte“ zusammengefaßt, und es ergeben sich daraus folgende Resultate, die wir den Lesern dieser Blätter nicht vorenthalten wollen: „Pönitenzhäuser für Gefangene langer Dauer müssen das Erziehungssystem relativer Absonderung und zwar in möglichster Vollkommenheit bei sich einführen. — Einfache Gefängnisse für Gefangene kurzer Dauer, für Ge-

fangene in Untersuchungsarrest etc. müssen das System absoluter Isolirung bei Tag und Nacht in einsamen Zellen annehmen und die Höfe müssen in größerer Anzahl und abgefordert von einander angelegt werden. Wirklich Verurtheilte werden hier einem strengen pönitentiären Regime unterworfen seyn, das sie in Furcht hält. — In beiden ist es gut, abwechselnde und ermüdende Körperbewegungen einzuführen, theils um dadurch dem Einflusse der Einsperrung und besonders der einsamen Absperrung oder andern schwächenden Ursachen ein Gegengewicht zu setzen, theils um der Regeneration förderlich zu seyn. — Die Maschinen, die eine kommende und gehende Bewegung haben, besonders die Pedalmaschine (machine à pédales) bieten die Gelegenheit, den Körper zu üben oder Gewerbe verrichten zu lassen, die nicht im Sitzen verrichtet werden müssen und die selbst bei Einsperrung in die Zellen ausführbar sind etc.“ — Vorzüglich lesenswerth ist auch das dritte Kapitel des Werckchens, welches sich über die Resultate verbreitet, welche die Erfahrung von den Pönitenzanstalten der verschiedensten Länder bereits geliefert hat. — Wir wünschen dem Buche recht viele Leser!

S.

Neue Blumenlese für das kindliche Alter.
Herausgegeben vom Pfarrer Jung. Stuttgart,
1839, Balz'sche Buchhandlung.

Diesem Heftchen geschähe am besten, wenn man gar nichts von ihm sagte, denn Vortheilhaftes läßt sich nichts sagen. Das Heftchen will aber, daß etwas von ihm gesagt werde? Gut, so mag ihm sein Wille geschehen. Der Verfasser giebt unter Nr. 1, 124 Anregungen für Kopf und Herz, die aber weil sie entweder zu pretiös gesagt oder zu nichts sagend sind, in beiden Instanzen wenig anregen werden. Unter Nr. 2 folgt eine Blumensprache für Kinder. Ich weiß nicht, ob man mit Kindern durch die Blume reden soll und ob Kinder gewöhnt werden sollen, durch die Blume zu reden, die blumige Empfindseligkeit aber, die in dieser Nr. 2 herrscht, ist sicher nicht für Kinder. Warum bleibt man nicht bei der äsopischen Fabel? Nr. 3 bringt Parabeln und Nr. 4 bringt Poesieen. Die lieben Kleinen werden froh seyn, wenn sie es bis Nr. 4 gebracht haben.

R. v. Groscreuz.

Erinnerungen aus meinem Leben. Zur Förderung der Bildung und Lebensweisheit, von Dr. Ch. G. Rebs. Zeig, Druck und Verlag von Julius Schieferdecker. 1839. 152 Seiten.

Einfach und harmlos allerdings sind, nach des Ver-

fassers eigenem Geständnisse, die Ereignisse seines Lebens. Er ward den 23. August 1773 in dem Dorfe Rosleben geboren, verlebte seine ersten Knabenjahre in ländlicher Stille; bezog dann die Schule zu Kloster Rosleben, wo er 6 Jahre verblieb; ging hierauf nach Leipzig; studirte daselbst 4 Jahre Theologie; ward Hauslehrer, zuerst in einer adligen Familie, dann in dem Hause eines Kaufmanns, erhielt darauf eine Anstellung an der Schule zu Reichenbach, nahm ein Weib und kam 1799 als vierter ordentlicher Lehrer an die Stifteschule zu Zeig. Allein er beabsichtigte vornehmlich die Schilderung seiner Gemüthswelt und seiner geistigen Ausbildung. Schon die romantischen Umgebungen seines Geburtsorts wirkten befruchtend auf den Geist des zarten Knaben; das stille, strengeregele Leben im Vaterhause, der fromme Sinn der Eltern, ihre treue, mit manchen Opfern verbundene Sorge für ihre Kinder, weckten in ihm den Geist der Ordnung und eine ausdauernde Pietät. Die Erlernung der Musik und des Gesanges bildete den Geschmack und gaben dem Gefühle die Richtung nach dem Erhabnen. Mit Freude und Dankbarkeit gedenkt der Verfasser dann der Schuljahre, wo er, bei einem zweckmäßigen Unterrichte, mit gleichgestimmten Freunden vereint, zum Jünglinge heranwuchs. Die Vorträge durch Gelehrsamkeit und Geist hochgestellter Lehrer weckten und befriedigten seine Wiss- und Lernbegierde auf der Universität, und seine beschränkten Mittel bewahrten ihn vor jugendlichen Thorheiten, und nöthigten ihn zu einer heilbringenden Zurückgezogenheit. Nach dem Antritte seines Lehramtes suchte er vor allem dem, ihm übertragenen, Religionsunterrichte Wärme und Leben zu verleihen, und erfreute sich der dankbaren Anerkennung bei den Schülern und deren Eltern. In Zeig wurde er auch Gesanglehrer, was ihm abermals ein weites Feld zu einer nützlichen und mehrseitigen Wirksamkeit eröffnete. Dem Rechnen, nach der Pestalozzi'schen Methode, verschaffte er gleichfalls mehr Eingang und Anklang, denn statt eines todten Mechanismus, wurde es vielmehr eine Verstandesübung und wirkliche Logik.

Es würde uns zu weit führen, die Einzelheiten dieser kleinen Selbstbiographie noch weiter zu verfolgen, allein sie gleicht einem gemalten Stillleben, das die Empfindung ruhigen Wohlbehagens erzeugt; jedenfalls erscheint der Verfasser als ein achtbarer Mann, der sich in allen Verhältnissen seines Lebens wohl bewährte, und wer seinem Beispiele folgt, hat die wahre Lebensweisheit erwählt.

H. Herrmann.